

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 2 (1912)
Heft: 44

Artikel: Grundwasser [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 44 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · · ·

2. November

Das Menschenherz.

Zum Aller=Seelentag.

Je älter du, je voller wird dein Herz,
Doch wie ein Kirchhof nur, der voll von Toten,
Die ausgelitten ihren Erden Schmerz.

Einmal war es eine Au', von rosenroten
Maiwolken überstrahlt, ein luft'ger Hain,
Wo dunkle Wipfel holden Schatten boten.

Von Märchenblumen leuchtete der Rain,
Von tiefer Waldnacht hundert Brunnen rauschten.
Auf Marmorgöttern blühte Mondenschein.

Das war dein junges Herz. Verstoßen lauschten
Gedanken, Phantasien, welche kühn
Mit Gleichgesinnten reiche Rede tauschten.

Nun stehn Denkmale rings von Immergrün —
Denkmale rings — begrabener Gedanken,
Begrabener Träume, die im Sturm verglühn.

Verschollener Tage Pläne hier versanken,
Verschollener Freunde Namen steh'n auf Stein,
Bedeckt von Moos und blumenreichen Ranken.

Zum Kirchhof ward des Herzens Jugendhain.
Beisammen liegt, was sündig war und wacker,
Je älter du, je voller wird er sein —
Das Menschenherz ist auch ein Gottesacker!

Julius Große.

□ □ Grundwasser. □ □

Don Ernst Zahn.

4.

Drittes Kapitel.

„In Ewigkeit, Amen!“ betete Zwyer das Vaterunser zu Ende. Die lange, sechsfensterige Stube lag im Dämmerlichte. Ein bleichroter Abglanz des Rotfeuers, das noch auf den höchsten Gipfeln der Talwarten stand, war über ein halbes Duzend andächtig geneigter Gesichter gegossen. Durch die offenen Fenster schallte die Stimme des Abeglöckleins. So die Tischgenossen auffachen, konnten sie das Glöcklein in seinem Holzturme sich schwingen sehen, als verlangte es nach einem Fluge in das abendreine Luftgewölbe.

Der Zwyer hatte sich mit Weib, Kind und Gefinde zum Abendessen niedergelassen. Nun er mit ernster, feierlicher Stimme die Avegebete gesprochen hatte, sah er langsam auf und griff nach seinem Zimmlöffel. Sein Blick streifte die Gesichter seiner Hausgenossen und ging freundlich und aufmunternd bis zu seinem jüngsten, am Ende des Tisches hockenden Knecht. Dieser Blick war das Zeichen zum Beginn des Essens. Ohne diesen einfachen Gruß von Meister zu

Knecht wurde im Zwyerhause keine Mahlzeit begonnen. Der Bennet-Flori am Tischende hatte ihn freilich nicht aufgefangen. Er hielt noch die Hände gefaltet vor sich und ein finsternes Gesicht darüber geneigt, als das Klirren der Löffel im Kreise ging. Dem Burschen war zu Mute wie einem Ausgestoßenen, der in ein Gotteshaus tritt und es wie Barmherzigkeit empfindet, daß keiner ihn hinausweist.

Der Flori war doch des Dorfvogtes Knecht geworden. Fast wider seinen Willen. Den ausbedungenen Eintrittstag hatte er nicht gehalten, das Verbot des Kander hatte in ihm nachgewirkt. Zwyers Mitleid war ihm zur Last, der sollte nicht sagen können, daß er ihn „aus Gnade“ aufgenommen habe. So hatte er das Herumlungern fortgesetzt, statt nach der ehrlichen Arbeit zu langen. In einem großen Bogen war er von jenem Sonntag an um des Dorfvogtes Haus herumgegangen. Aber der hatte ihn eines Tages doch gestellt. Auf dem Pfad unterhalb der Bennet-Hütte war er plötzlich über ihn gekommen.

„Guten Tag, Bub!“ Der Zwyer hatte ihm den Weg versperrt und ihm das Vorbeischieben unmöglich gemacht, zu dem er angesezt hatte. Er hatte halb scheu, halb trotzig zu ihm aufgesehen. Keine Muskel des ernststen, dunkeln Gesichtes hatte gezuckt.

„Kannst grad mit mir heimgehen jetzt, ich habe Arbeit für dich, du wärst ja doch gekommen dieser Tage, wenn Du auch vergessen hast, daß ich dich auf vorletzten Montag gedungen habe.“

Flori hatte erwidern wollen, aber die Worte waren ihm in der Kehle stecken geblieben. In dem ruhigen Wesen des Dorfvogtes hatte etwas gelegen, gegen das sein Trotz nicht aufkam. So hatte er sich auf einmal an der Seite des Bauern nach dessen Haufung schreiten sehen. Und der war wortlos mit ihm zu seiner Wohnstube gestiegen. Leni und ihre Mutter hatten dort über ihren Handarbeiten geseffen, und der Bauer hatte sie nicht weggewiesen, als er nun über den Wortbrüchigen Gericht hielt.

„Grüß dich Gott auf der Rüti, Bennet-Bub!“ hatte er gesagt und sich auf einen Stuhl niedergelassen, derweil Flori unweit der Tür stand und das Blut in den Wangen kommen und schwinden fühlte. „Von selber wärst nicht gekommen, gelt? Sag's gerade heraus.“

„Nein!“ murzte Flori.

„Sie haben es dir daheim verleidet?“

„Ich vertrage kein Almosen.“ Der Bursche hatte mit gerunzelten Brauen nach der Tür geschielt. Aber der Zwyer war hinübergeschritten, hatte den Schlüssel gedreht und ihn zu sich gesteckt.

„Und 's Herumstreichen und Nichtstun ist bequemer als rechtschaffene Arbeit,“ sagte er im Zurückkommen streng. Leni hatte von ihrer Arbeit aufgeschaut. Eine leise Röte war ihr in die Wangen gestiegen, als schämte sie sich des Burschen, und die klaren, grauen Augen der Bäuerin waren auf ihm gewesen. Flori war zusammengezuckt, als hätte ihn ein Peitschenschlag getroffen.

„Macht mich nicht schlechter, als ich bin. Ich habe die Arbeit noch nie gescheut, wenn ich sie gefunden habe!“ hatte er barsch erwidert.

„Es soll dir nicht daran fehlen. Bist einverstanden, von der Stund' an bei mir einzustehen?“

Flori hatte verneinen wollen. Aber sein Blick war auf Leni gefallen, und der Ehrgeiz hatte ihn mächtig gestachelt, der und ihren Leuten zu zeigen, daß er schaffen konnte und wollte.

„Ja!“ hatte er da heftig gesagt, dem Bauern zum Bescheid.

Die Strenge in Zwyers Zügen hatte sich gemildert.

„Gut denn,“ hatte er geredet. „Es soll dich nicht reuen, wenn du recht tust. Und —“ er hatte ihn mit einem leisen Lächeln angesehen — „fast mücht' ich sagen: du wirst recht tun.“

Das armselige bißchen Lob hatte Flori berauscht. Mit einem Schlag war Scheu und Störrigkeit wie weggewischt; er war an Zwyer herantreten und hatte mit vor Erregung zitternden Händen nach seiner Rechten gegriffen.

„Danke, daß Ihr mich noch nehmt,“ hatte er mühsam herausgebracht.

„Danke dem Mädchen! Das hat für dich gebettelt, wie

wenn du sein Bruder wärst!“ Der Zwyer hatte auf Leni gewiesen. Dann hatte er der befohlen: „Gieb ihm zu essen; er soll nicht hungrig seinen Dienst antreten!“ Das Mädchen hatte Brot, Käse und Wein gebracht. Der Zwyer war aufgestanden. Er hatte Flori geheißten, ihm nach dem Stalle zu folgen, wann er gegessen hätte, und war hinausgeschritten. Jetzt hatte sich die Bäuerin zum erstenmal an den neu Gedungenen gewendet. „Hast keinen ordentlichen Grust*?“ hatte sie gefragt.

Sie war eine behäbige, hübsche Frau, aus jenem Stoff geformt, dem die unermüdblich tätigen Frauen entstammen, jene, die immer frohen Sinnes und ihrer Männer stumme, aber um so treuere Helfer und Genossen sind. Wer in ihre hellen Augen schaute, dem wurde wohl zu Mute, denn es lag etwas Mutiges und Ermutigendes in ihrem Blick; darum gingen auch die Armen und von Sorge irgendwelcher Art Heimgesuchten bei der Dorfvogtin aus und ein.

Dem Flori war bei ihrer Frage das Blut zu Gesicht gestiegen, er hatte sein schäbiges Gewand mit einem verlegenen Blick gestreift und mit den Händen linksch über seine zerknüllte, verschliffene Jacke gestrichen, als ließe sich daran noch etwas glätten und bessern.

„Ich will am Abend mein Sonntagsgewand holen,“ hatte er gestottert.

„Mit dem allein kommst nicht aus, in den Lumpen läuft bei uns auch am Werktag keiner herum,“ hatte die Bäuerin rauh erwidert. Dann hatte sie ihn mit sich nach dem geräumigen Estrich genommen und ihn in einen Bretterverschlag geführt, wo sie in Kisten und Truhen kramte und einen vollständigen, sauberen Anzug zum Vorschein brachte. Als sie die Teile desselben prüfend in der Hand hielt, hatte sie vor sich hingeredet: „Wirst mir's nicht verdenken, Josef, wenn ich den armen Burschen in deine Kleider stecke!“ Und sich zu Flori wendend, hatte sie gesagt: „Da, zieh dich um! Mein seliger Bub war von deiner Größe!“

Eine stille, tiefe Trauer hatte einen Augenblick ihr Gesicht überschattet. Zwyers einziger Bub war mit achtzehn Jahren am Lochberg in die Lawine gekommen und tot geblieben.

Flori war aus jener Estrichkammer herabgestiegen, ein neuer Gesell. So ganz verändert war ihm das Leben vorgekommen, daß er sich gescheut hatte, nach der Hütte der Tschüli hinunterzugehen, wohin ihn nach Feierabend der Zwyer hatte senden wollen, seine Habseligkeiten zu holen. Er hatte den Blick zu Boden geschlagen, als der Bauer davon anhob, und hatte keine Miene gemacht, sein Geheiß zu tun.

Warum er nicht gehe, hatte der Dorfvogt gefragt.

Aber die Bäuerin hatte ihn durchschaut. „Wer gesund werden will, darf nicht ins verflechte Haus zurück,“ fuhr sie dazwischen. „Laß einen andern dem Bub seine paar Sachen holen.“ So war's geschehen.

Nun war Flori schon die dritte Woche im neuen Dienst, und noch immer war das Glücksgefühl gleich groß und frisch in ihm, daß er unter rechtschaffenen Leuten haufen durfte. Nur wenn ihm der Vergleich mit seiner Sippe und dem Unterschlupf, der bisher sein Heim ausgemacht hatte, kam, dann faßte ihn ein wilder Groll, daß er die letzte und unzerreißbare Zusammengehörigkeit nicht abstreifen konnte wie

*) Anzug.

sein Lumpengewand. In diesem Abend, über dem Tischgebet des Bauern, war die Erinnerung an seine Herkunft mit bitterer Deutlichkeit auf ihm. Er hörte die Worte des Betenden nur wie ganz von fern und wurde den Gedanken nicht los, daß er ein Geduldeter sei, dem geringsten der Knechte, dem lahmen Stallknecht, nicht ebenbürtig. Zwyers Stimme weckte ihn, die über den Tisch scholl:

„Nun, Flori, willst nicht ans Essen? Hast es doch sauer verdient!“

Da fuhr er empor mit glührotem Gesicht, langte mit hastigen Fingern nach dem Löffel und tauchte ihn in die Suppe. Dabei hörte er, wie der Bauer, gegen sein Weib gewandt, murmelte: „Die Steinenhalde hat mir noch keiner in einem Tag geschnitten wie der!“ Und es durchzuckte ihn eine jähe, stolze Freude. Es war in seinem Leben nicht oft, daß ihn einer rühmte. Wenn der Zwyer in diesem Augenblick das Leben des Bennet-Flori verlangt hätte, der hätte es willig für ihn in die Schanze geschlagen. Aber es kam noch besser. Als das Essen vorüber war und das Gefinde die Stube verließ, rief der Dorfvogt Flori zurück.

„Der Post auf der Hornalp liegt an einer Fußverstauchung; du gehst morgen für so lang hinauf, als er liegen muß. Die Leni geht mit dir und bringt mir übermorgen Bericht, ob der Post heimgeholt werden muß oder sich dort ausheilen kann. Der Jenner-Bub, der Halbnot, der den Bericht gebracht hat, hat keinen Bescheid darüber gewußt.“

Die Dorfvogtin hatte sich bei den Worten ihres Mannes von einem Schranke, vor dem sie just stand, zurückgewandt.

Der Kaspar wird unzufrieden sein, wenn er nicht gehen darf; er ist immer, solange er schon bei uns ist, dem Post sein Nebenknecht gewesen.“

„Der Kaspar in allen Ehren,“ unterbrach sie Zwyer, „der kommt ein andermal auch wieder dran. Für diesmal geht der Flori; er soll wissen, wie weit das Gut reicht, auf dem er dient.“

Ein Zug leiser Sorge stahl sich in das Gesicht der Bäuerin.

„Aber die Leni bleibt hier, ich kann das Mädchen nicht entbehren!“

„Mutter!“ Der Zwyer lächelte, er sah Flori fest an. „Sag's doch frei heraus, Mutter, du lässest das Mädchen nicht gern mit dem Bennet gehen.“

Flori biß die Zähne zusammen; in ihm kochte der Groll.

Da fuhr der Zwyer fort: „Der Flori soll zeigen, ob er guten Willen hat; ich müßte mich schlecht auf Menschen-gesichter verstehen, wenn die Leni bei ihm nicht sicher wäre! — Also, wenn der Tag auf ist, gehst, Bub, hast gehört?“

Der Dorfvogt trat dicht an ihn heran und sein Blick tauchte in den seinen.

„Ja,“ gab Flori zum Bescheid. Es klang verstockt, er wandte sich rasch ab und verließ die Stube.

Der Bauer drehte sich seinem Weibe zu, dessen Gesicht sich verdüstert hatte.

„Nicht unzufrieden sein, Mutter! Der ist wie junger Wein, das gärt und gärt, aber es kann etwas aus ihm werden! Und ich meine, daß der Ehrgeiz ihm auf die Beine helfen soll. Der ist in ihm wie Feuer!“

Die Bäuerin nickte. „Da hast schon recht, Vater! Aber ein Wasser kommt immer wieder über das Feuer, und das ist das ihm angeborene Schlechte. Ich meine immer, das ist so gut unheilbar wie ein anderes Geburtsübel!“

„Ihr seid doch gut gewesen zu ihm, und jetzt verschimpft Ihr ihn auf einmal,“ mischte sich Leni, die bisher seitab gesessen, ins Gespräch.

„Vielleicht just deinethalb,“ sagte die Zwyerin mit einem großen, klaren Blick. Aber sie fügte hinzu: „Wenn er mich Besseres lehrt, bitte ich ihm von Herzen meine harte Meinung ab!“

Des nächsten Tages, kaum daß des Morgens graue Streifen sich über dem Lochberg in den Nachtgrund des Himmels zeichneten, stand Flori wegberait an der Wohnstubeentür; es war noch alles still. Er pochte. Da scholl des Bauern Stimme, die ihn eintreten hieß, und er fand ihn, sein Weib und Leni stumm über ihrem Frühbrot sitzen.

„Sitz zu, dann macht, daß ihr auf den Weg kommt!“ mahnte der Zwyer.

Das Frühstück ging rasch und still vorüber. Danach lud sich Flori die schwerbepackte Gabel, die vor der Tür bereit stand, auf den starken Rücken.

„Behüt Gott!“ grüßte er und wollte, Leni es überlassend ihm zu folgen, die Treppe hinabsteigen. Da rief ihn Zwyer zurück.

„Die Hand her und schau mich an, Bub!“

Flori hob den Blick. „Hab die Augen offen und trag dem Kind Sorg.“ Des Bauern Finger preßten die seinen, daß ihn ein jäher Schmerz durchfuhr. Aber er mußte nicht. Er fand auch kein anderes Wort als das kurze, trockene „Ja“ von gestern. Nur seine Augen hatten in einem troßigen Stolz aufgeleuchtet.

Die Bäuerin wand Leni ein Tuch um die Schultern: „Der Morgen ist kühl. Wenn die Sonne auf ist, legt es dem Flori auf die Gabel.“ Dann reichte sie beiden die Hand.

„Steiget mit Gott!“

Damit verließen sie Haus und Dorf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Sonnenbühl.

Skizze von Heinrich Spielgert.

Gottfried Kellers wundervolle und wunderliche Stadt Seldwyla ist ein Gemeinwesen, wie es in solcher Ausbildung fröhlicher Starrheit und durchtriebener Pfiffigkeit nirgends existiert. Haben ja doch, nach des Dichters eigener Aussage, verschiedene Schweizerstädte Häuser und Türmchen hergeben müssen, um die unsterbliche Stadt ins Leben zu rufen. Bildlich gesprochen natürlich! Seldwyla ist somit als „ideale

Stadt zu betrachten, welche nur auf Bergnebel gemalt ist und mit ihm weiterzieht, bald über diesen, bald über jenen Gau, und vielleicht da und dort über die Grenze des lieben Vaterlandes, über den alten Rheinstrom hinaus.“

Was sagt ihr aber dazu, wenn ich es unternehme, ein Seldwyla zu zeichnen nicht auf Bergnebel, sondern um mit Fr. Th. Wischer zu reden: „auf den Granitgrund der Realität“?